Literatur und Wissenschaft

Monatliche Beilage der Heidelberger Zeitung

Nr. 12 **Dezember 1910**

Inhalt:

Renaissance / von Dr. Willy F. Storck

Rede auf Stefan George / von Carlo Philips

Paul Scheerbart / von Rolf Gustaf Haebler

Hermann Hesse: Gertrud / von Jakob Picard

Wackenroders Werke und Briefe / von Dr. Otto Weinreich

Kunstwissenschaftliche Neuerscheinungen / von Dr. Willy F. Storck

Die Tempel-Klassiker / von Karl Pfizer

Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse / von Dr. Otto Weinreich

Zeitschriften / von Wilibald Schröder

Renaissance

Theorieen, Probleme und Forschungen

Von Dr. Willy F. Storck

1

Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance" gipfelt gewissermaßen in dem berühmten Satz, mit dem er den zweiten Abschnitt seines Werkes eröffnet:

„Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches." Es sind diese Worte die Richtschnur geworden für die gesamte nachfolgende Forschung. Burckhardt hat in seinem klassischen Werke als erster betont, daß die Kulturbewegung, die wir mit dem Namen Renaissance belegen, nicht nur eine Erneuerung und Wiedererweckung, sondern außer und neben derselben eine ganz bestimmte eigenartige Entwicklungsform der modernen Völker bedeutete: die Befreiung des Individuums aus der Gebundenheit des Gesamtgeistes, die Geltendmachung der selbstbewußten Persönlichkeit, sowohl der Natur wie der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Burckhardt hatte diese Emanzipierung des Individuums mit besonderem Nachdruck in der politischen Geschichte betont, und demgemäß in Friedrich II. den Typus des modernen Herrschers gesehen. Henry Thode hat dann in seinem Werke über „Franz von Assisi und die Anfänge der Renaissance in Italien" den Schwerpunkt nach der Seite der religiösen Bewegung verschoben, die mit der sozialen Erhebung des Bürgertums in den oberitalienischen Städten die entscheidenden Umwälzungen bewirkte. Eine große volkstümliche, religiös-soziale Bewegung ergreift im 12. und 13. Jahrhundert die christlichen Völker des Abendlandes, gestützt auf eine neue volkstümliche Auffassung des christlichen Dogmas, den neuen Ausdruck eines vereinfachten, schlichten christlichen Glaubens. Alle diese Sekten sind Gemeinschaften von Bürgern, die nach lebendigem Glauben dürstet, den sie sehnsuchtsvoll suchen; im Süden Frankreichs wie im Norden Italiens. Und diese gewaltige Humanitätsbewegung gipfelt in der einzigartigen Persönlichkeit des heiligen Franz von Assisi. Dank der Macht seiner und seiner Nachfolger Predigt wurde diese Bewegung zu einer in der Tat weltumspannenden. Thode hat mit hinreißender Begeisterung Wesen und Wirken dieses seraphischen Erweckers neuer Frömmigkeit geschildert. Er hat vor allem — und als erster — dargetan, wie diese religiöse Renaissance den tiefbefruchtendsten Einfluß auf die bildende Kunst ausgeübt hat. Mit der Person und dem Geiste des heiligen Franz ist denn doch für alle Zeiten der Name des Initiators der modernen Malerei: Giottos aufs innigste verbunden; die große Tat des letzteren hat schon Vasari als den eigentlichen Beginn der Renaissancekunst bezeichnet. Und es bleibt nicht bei diesem einzelnen Fall. Thode hat schon 1885 mit Entschiedenheit betont, daß durch die Predigt der Franziskaner, im besonderen Bonaventuras, eine völlige Umwälzung und Neugestaltung der christlichen Ikonographie statthatte. Diese Tatsache mußte indes zwanzig Jahre später von einem geistvollen Franzosen aufgenommen und mit glänzender Beredsamkeit vorgetragen werden — leider ohne Thodes grundlegendem Werke mit einem Worte zu gedenken —, um zu einer unumstößlichen Gewißheit erhoben zu werden. Emile Mâle hat das in seinem letzten glänzenden Buche (L'art religieux à la fin du moyenâge. Paris 1909) in hervorragender Weise getan. Thode hat des weiteren seine Auffassung der Renaissancekultur (im besonderen der Kunst, der eigentlichen Seele dieser Kultur) in verschiedenen seiner Werke dargelegt, zusammenfassend in der Einleitung zum zweiten Bande seines „Michelangelo", wo er auf dem Gebiete der Kunst, Dichtung und Philosophie die fortlaufende Entwicklung gleicher Ideale zeigt, jene ununterbrochene Lebens- und Kultureinheit, die wir Renaissance nennen. Gewiß tritt mit der stärker werdenden Wiederbelebung antiker Elemente durch den Humanismus um 1400 ein neuer konstitutiver Faktor in dem Entwicklungsprozeß hinzu, allein mehr im Sinne eines Dienstbarmachens der antiken zugunsten jener nationalen Ideen des 12. und 13. Jahrhunderts.

2

Die moderne Forschung hat eine Nachprüfung gerade jener Behauptungen gefordert und begonnen. Mâles Untersuchungen sind unbewußt und unabsichtlich zu einer positiven Bekräftigung der Thodeschen Ansichten geworden, die überhaupt in Frankreich grade jetzt besonders stark durchdringen, wie es die französische Uebersetzung des Thodeschen Franz von Assisi durch Gaston Lefebvre und etwa die Aufsätze von Georges Lafenestre in der „Revue des deux mondes" (1910) zeigen. In Deutschland ist vor allem Walter Götz für eine Revision der Thodeschen Ansichten eingetreten. Die Aufgaben der neueren Renaissanceforschung sind vornehmlich durch ihn näher präzisiert worden, planmäßig die Unterschiede in der Anschauung der einzelnen Generationen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert zu untersuchen, auf allen Gebieten menschlicher Kulturbetätigung, Querschnitte durch die einzelnen Jahrhunderte und Jahrzehnte, durch die einzelnen Lebenssphären zu ziehen. Nur dann könne zuverlässig ermittelt werden, inwieweit und unter was für Einflüssen die Geister sich für neue künstlerische und geistige Fragestellungen und Antworten erschlossen haben. Aus dem Kreise seiner Schüler sind denn auch schon eine Reihe von Versuchen und Ansätzen dieser Art gemacht, die in den „Beiträgen zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance gesammelt werden. Von W. Götz selbst dürfen wir im Laufe der nächsten Zeit wohl eine zusammenfassende Gesamtdarstellung der Renaissance erwarten. Unterdessen dienen uns neben Burckhardt die knappen, aber großzügigen Darstellungen von F. v. Bezold (in der „Kultur der Gegenwart") und Brandi (in „Pflugk-Hartungs Weltgeschichte) als die besten Ueberblicke über die Geschichte und Kultur der Epoche.

3

Mittlerweile ist man verschiedentlich daran gegangen, das Werden der Renaissance zu verfolgen, Sinn und Ursprung des Wortes „Renaissance" zu erfassen und schärfer zu umreißen, das Verhältnis von Mittelalter und Renaissance, von Antike zu Renaissance abzugrenzen. Man ist dem Werden der modernen Renaissancegeschichte nachgegangen (Brandi, Das Werden der Renaissance. Götz, 2. Aufl. 1910, und Götz, Histor. Zeitschrift 98. p. 30 ff), hat die Stellung einzelner großer Geister zu fixieren gesucht, die einem Verständnis dieser Kulturepoche förderlich waren: der Dichter Heinse, Stendal-Beyle, Gobineau, der Forscher Tiraboschi, Roscoe, Rumohr, Leo, Ranke, Voigt, Guizot, Sismondi und Michelet. Micheletes Histoire de la France, Band VII: Histoire de France au XVIe siècle trägt den Untertitel: Renaissance. Hier tritt das Wort zum ersten Male in der Geschichtsforschung zur Bezeichnung jener Kulturepoche auf; und von ihm hat es wohl auch Burckhardt, wie er selbst in einer Anmerkung bemerkt, übernommen. Wenn auch bei Michelet das Wort im eigentlichen Sinne als „renovation des études de l'antiquité" gefaßt wird, so spricht er doch bereits die Bedeutung der Periode in unserem modernen Sinne aus in den beiden Schlagworten: „la découverte du monde — la découverte de l'homme, und in dem bedeutsamen Satze: L'homme s'y est retrouvé lui-même!

Der Begriff der Renaissance hat indes eine weit zurückliegende, und interessante Geschichte. Dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit Konrad Burdachs verdanken wir in einer ausgezeichneten Abhandlung die richtige Abgrenzung der ursprünglichen Bedeutung des Begriffs (Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1910, p. 594—646). Man nahm bisher an, der Begriff der Renaissance als der Wiedergeburt antiker Kultur sei in erster Linie auf die künstlerische Entwicklung bezogen, von Vasari, dem italienischen Kunstgeschichtsschreiber, zum ersten Male angewandt worden: Cimabue und Giotto gelten ihm als die Urheber der „rinascità". Doch meint er damit das Wiederaufleben der Kunst aus der Starrheit byzantinischer Manier: cosi si vede che la maniera greca prima col principio di Cimabue, poi con l'ajuto di Giotto si spense in tutto e ne nacque una nuova. Burdach räumt mit der herrschenden Ansicht auf, faßt das Problem tiefer und sucht es seiner Lösung entgegen. Er verfolgt rückwärtig den Ursprung und die Bedeutung des Begriffes. Er weist zunächst neben Vasari auf Macchiavelli, der den Begriff auf das politische Leben ausgebreitet und eine Renaissance politischer Ideen in der Tat des Rienzo gesehen hat. (Diesen Gedanken hat Sismondi aufgenommen und mit Entschiedenheit dargelegt). Nun spielt, wie Burdach zeigt, bei der ganzen Bewegung des Rienzo — dessen Briefe und Edikte eine deutliche Sprache reden — die Idee der Wiedergeburt eine große Rolle. Ihn beherrschte der ungestüme „Drang nach innerer Selbsterhöhung mit dem Wunsche nach nationaler Wiedergeburt". Weltheilandsidee und Kaiserlage, der Glaube an die Fortdauer und Wiedererstehung des römischen Weltreiches durchdringen die mittelalterlichen Ideen. Sie herrschen im Gedankenkreis und Sprachgebrauch Rienzos. Diese chiliastisch-imperialistischen Ideen von der Wiederkehr des goldenen Zeitalters waren durch das ganze Mittelalter hindurch wirksam; immer lebte die Sehnsucht, die verlorene Herrlichkeit dieser versunkenen Welt aus sich selbst nachzuschaffen: eine „nova Roma" zu gründen. So bezeichnet der Begriff der Renaissance die ideale Umwandlung der kirchlichen, politischen und sozialen Gemeinschaft: Joachim von Fiore und Franz von Assisi haben mit ihren Nachfolgern das individuelle Element der Wiedergeburt, die Reformation des inneren Menschen stärker betont. Es ist die Tat Dantes und Petrarkas, und nach ihnen Rienzos, diese Anschauungen fortgebildet und bewußt auf das Weltliche ausgedehnt zu haben. Ihnen wird die Säkularisierung des Gedankens der Wiedergeburt verdankt.*)

So erscheinen Reformation und Renaissance als ursprünglich identische Begriffe religiösen Charakters. Die eigentliche Renaissance aber — im Sinne Burdachs — ist eine national-italienische Kulturerscheinung, die ihre Keime im 11.—12. Jahrhundert hat. Burdach hat seine Ansichten schon früher an verschiedenen Orten mit viel Temperament vorgetragen, die in den Kreisen der Historiker offenbar wenig Beachtung gefunden haben. Er fasst seine Ansicht einmal so zusammen: „Das was wir Renaissance heißen, quillt aus einer schwer zu entfaltenden Disposition der Gemüter, die auf einmal in der ganzen Welt mächtig wird. Es kommt seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts über die Menschen Europas wie eine Trunkenheit, die ansteckt. Wie ein Rausch, der sich aber seiner selbst bewußt ist und über sich selbst meditiert. Man irrte, wollte man diese Entzückungen für neu halten. Schon dem Germanen in dieselbe Welt des Mittelmeeres eintretend leuchtete ihnen unendliche, unstillbare Sehnsucht nach diesem Paradies ins Herz. Gothen, Langobarden, Normannen, Staufen und ihre Heere haben sich daran verblutet. Aber nun selten kommt diesen Helden mit der verhaltenen heißen Leidenschaft ein Wort über die Lippen, das hineinsehen ließe in die innersten Triebkräfte ihrer Seele, in den heimlichen unablässigen Drang zur südlichen Schönheit und Pracht. Ein Brief, wie des Kanzlers Heinrichs VI., des Bischofs von Hildesheim, Konrads v. Querfurt, an seinen Lehrer Hartbert nach der Eroberung Siziliens, worin stammelnd der Versuch gemacht wird, die Herrlichkeit des so lange erstrebten, nun endlich erkämpften Landes Italien zu preisen, steht im Mittelalter völlig vereinzelt. Es ist ein Vorläufer jener Briefe, die fast zwei Jahrhunderte später Kanzler Karls IV., Johann von Neumarkt trunken von den Wundern Italiens in die Heimat schrieb. In dieser Zeit wird der verhaltenen Begeisterung endlich die Zunge gelöst. Man fängt an, sich ihrer selbst bewußt zu werden. Man findet neue Worte für das tiefe Gefühl und an und mit den Worten wächst es und greift es um sich, riesenhaft in alle Weiten. Der Kult Italiens beginnt: ein Lebensquell der Weltbewegung, die wir Renaissance nennen". (Abhandl. der Kgl. preuß. Akademie der Wissensch. 1903, S. 14).

4

Lange Zeit sah man in der Renaissance die bloße Wiederbelebung des klassischen Altertums, — eine Ansicht die bei Burdach und anderen Forschern fast zum Dogma erstarrte. Wir deuten bereits an, daß in diesem Sinne die Wiedererweckung selbst von Zeitgenossen nicht erfaßt worden ist; daß vielmehr der Prozeß der Erneuerung in erster Linie ein durchaus indiginer, innerlich tief begründeter war, und vor allem eine Subjektivierung des Gefühlslebens zufolge hatte. Thode hatte das betont; Emile Gebhart tat das Gleiche in seiner „Histoire de la renaissance religieuse au moyenâge". Carl Neumann brachte damit sozusagen den negativen Beweis, indem er die Unfruchtbarkeit der Byzanz in ununterbrochener Kontinuität vorhandenen antiken Elemente darlegte (Byzantinische Kultur und Renaissancekultur 1903). „Wir werden daran festhalten müssen, daß die mittelalterlich-christliche Erziehung und das sogenannte Barbarenblut die Lebenskräfte der herkömmlich so bezeichneten Renaissance gewesen sind, und daß die Wiedererweckung der Antike ein förderliches und segensreiches Element nur so lange gewesen ist, als sich die Antike in der Rolle des Begleitens, in der pädagogischen Rolle zufrieden gegeben hat." Gewiß waren diesseits und jenseits der Alpen antike Elemente auch im frühen Mittelalter wirksam, man sozusagen noch mit einem Fuß in der Kultur der Spätantike stand. Eine gewisse Vertrautheit mit der antiken Götterwelt, antiker Dichtung und Kunst war auch dem „dunkelsten" Mittelalter eigen. Wie Liutprand von Cremona in seiner „Antapodosis" die Rede Kaiser Arnulfs aus der Aeneis, wie Regino von Prüm die Charakteristik der Ungarn aus Justins Charakter der Skythen und Parther übernahm, so nahm der Bildhauer am Portal der Vorhalle von St. Trophime zu Arles, so übernahm Niccolo Pisano in seiner Pisaner Kanzel Figuren von römischen Sarkophagen. Man hat das Nachwirken antiker Schriftsteller neuerdings im einzelnen aufzuzeigen versucht, bei deutschen Geschichtsschreibern des XII. Jahrhunderts: Otto von Freising, Petrus von Ebulo, Gottfried v. Viterbo u. a. (B. Groche. Beitr. zur Geschichte einer Renaissancebewegung bei deutschen Schriftstellern im XII. Jahrhundert. Diss. Halle 1909). Auch in der Dichtung und in der Predigt sind Sentenzen und Ideen aus den Dichter zum völlig freien Eigentum der Dichter und Prediger geworden; Haureau hat das auf dem Gebiete der Predigt gezeigt; Ronca hat in seinem preisgekrönten Werke: Cultura medioevale e poesia latina d'Italia nei secoli XI e XII (Rom 1892) die italienische Dichtung daraufhin eingehend untersucht: Francesco Novati in geistvoller Weise die Ideenzusammenhänge dargelegt in seinem Buche: L'influsso del pensiero latino sopra la civiltà Italiana del medio evo. (2 ed 1899). Die Vagantenpoesie, in der sich die Befreiung des Individuums in maßlosem Liede vernehmbar ankündigt, ist neuerlich einer zusammenfassenden Betrachtung im Bezug auf das Renaissanceproblem nicht gewürdigt worden, wiewohl Forscher wie Schaff, Giesebrecht und Novati diesbezügliche Andeutungen des öfteren gegeben hatten. Für die Dichtung der Troubadours bietet eine neue Buch von Wechsler (Die Kulturprobleme des Minnegesangs 1. 1909) die wünschenswerte Herausarbeitung subjektiv-individualistischer Keime. Es wird von ihnen noch weiter unten zu sprechen sein.

*) Als Ergänzung und Verwertung der Burdachschen Ansichten erwähne ich die beiden Aufsätze von F. Kampers: Weltheilandsidee und Renaissance; Dante und die Renaissance in der „Internationalen Wochenschrift". IV. 1910. Nr. 38 und 42.

Was in gewissem Sinne nationale, germanisch-romanische Element haben wir in dem Kulturprozeß der Renaissance als das eigentlichen Sinne kulturschaffende erkannt. Es ist in neuerer Zeit — im Zusammenhang mit anderen Rassenproblemen — die Frage gestellt und zu beantworten versucht worden, inwieweit der geistige Inhalt dieser Kultur den Germanen allein verdankt sind. H. St. Chamberlain hat sie in seinen „Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts" mit Emphase bejahend beantwortet. Andere Forscher sind der Antwort in gleichem Sinne weniger schroff nahegekommen. Im Zusammenhang erörtert und ohne Zweifel übertrieben wurden diese Fragen von dem frühverstorbenen Ludwig Woltmann in seinem Buche: Die Germanen und die Renaissance in Italien. 1905. Ausgehend von der anthropologischen Physiognomie der Bevölkerung hat er die Behauptung aufgestellt: der größte Teil der bei jenem Kulturprozeß aktiv beteiligten Persönlichkeiten sei germanischer Abkunft gewesen, von Giotto und Dante angefangen bis hin zu Michelangelo, Lionardo usw. Er sieht in den Verfassungen der ober und mittelitalienischen Städte ein Nachwirken altgermanischer Städteverfassung; eines der Resultate der germanischen Massenbesiedlung durch Goten und Langobarden. An hundert Bildnissen berühmter Italiener sucht er germanische Physiognomie nachzuweisen. Sie zeige sich auch in der Bereicherung des Wortschatzes und der Bildung der Eigennamen bei Konsuln, Nobili, Valvassoren, Richtern und Künstlern. Ein gewiß richtiger Kern, den auch schließlich Neumann und Burdach erkannt haben, wird hier in einem gewiß mutigen Buch mit enthusiastischer Verstärkung vorgetragen.

6

Das schwierigste Problem bietet sich der modernen Forschung in der Abgrenzung von Mittelalter und Renaissance. Walter Goetz hat darüber in der Historischen Zeitschrift Bd. 98 behandelt; wir konnten seine Forderungen bereits mehrmals erwähnen und befürworten. Jetzt eben versucht ein Literarhistoriker das gleiche Problem von seinem Standpunkt zu ermitteln, — leider ohne Benutzung und Verwertung der Ansichten und Darlegungen von Götz und Burdach. (S. Singer. Mittelalter und Renaissance. Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturgeschichte. Hg. von H. Maync und S. Singer. Tübingen. J. C. B. Mohr 1910). Er übt zunächst — allerdings mit Reserve — Kritik an der Unklarheit der Formulierung des Begriffes der Renaissance bei Burdhardt. Er sucht den Dingen von der literarhistorischen Seite näher zu kommen. Die Entdeckung des Individuums sucht er zu fassen in den Dichtungsformen der Selbstbiographie und Lyrik. So geht er die Jahrhunderte durch und hebt die Persönlichkeiten hervor: im 4 und 5. Jahrhundert Ambrosius und Augustin, im 6. Jahrhundert etwa Boethius, im 8. Karl den Großen, im 9. Alfred den Großen, im 10. und 11. die Ottonen und so fort. Auf diese Weisen entdecken wir eine Reihe von Renaissancen; das ist gewiß richtig: eine irisch-angelsächsische, eine karolingische, eine ottonische, eine französische des 12. Jahrhunderts und viele andere mehr. Hinwiederum erscheint Dante dem Verfasser als Hauptrepräsentant mittelalterlicher Lebensauffassung. Zum Schlusse erfährt der Verfasser etwas summarisch und faßt zusammen: und so rückt denn das große 12. Jahrhundert heran, das ich einen mit ein paar Schlagwörtern charakterisieren kann: als das Jahrhundert der Entstehung des modernen Romans, der deutschen Lyrik, der Entwicklung der polyphonen Musik, des gotischen Baustils und der scholastischen Philosophie. Und dann das gerreiche dreizehnte, an dessen Anfang Deutschland das Nibelungenlied und Hartmann, Wolfram und Gottfried und Walther sieht, Italien Friedrich II. und den heiligen Franz; am Ende aber Deutschland die mystische Philosophie und die Entwicklung des Städtewesen, Italien Dante, Cimabue und Giotto und die erste anatomische Sektion. Und dann das vierzehnte, die rechte Uebergangszeit mit seiner Gründung der Universitäten, mit den Brüdern van Eyck, mit Petrarka und Boccaccio, mit den Anfängen des Humanismus und der Reformation. Und es ward Quattrocento und Cinquecento und siehe da: die Renaissance." (!) Durch diese Art der Betrachtung scheint er das Problem der Abgrenzung bezw. Verbindung von Mittelalter und Renaissance kaum gefördert zu werden.

Speziell literarhistorisch wird dann die Minnelyrik, die dramatische Dichtung, die Befreiung der Dichtung aus liturgischen Banden erörtert. Bei der Betrachtung der germanischen Heldenzeit erscheint Hagen als Herrennatur und Renaissancemensch! — Auch in der Dichtung der Troubadours werden Keime vorgefunden, die zur Zeit der Renaissance ihre volle Reife erleben sollten. Gewiß sind die Geschichte von Abälard und Héloïse, die Chanteflée von Aucassin und Nicolette bereits vom Geist der Vorrenaissance erfüllt. Pater hat das schon lange in seinen feinsinnigen Studien über „Die Renaissance" ausgeführt und in ihnen die Verschmelzung der Freiheit des Herzens mit dem freien Spiel des Menschengeistes mit seiner ganzen Umgebung betont.

7

Wie ist es gekommen, daß heute in den weitesten Kreisen das Interesse für die Kulturepoche der Renaissance so überaus stark ist, ja vielleicht in mancher Hinsicht allzu stark, in dem es die Wertung und Wertung anderer Kulturperioden, des Barock und Rokoko, lange Zeit nicht aufkommen ließ, — die erst jetzt bei sachlicher historischer (und kunsthistorischer) Betrachtung sich ihren Platz neben der Renaissance mit gleichem Rechte erobern. Es ist die Hochschätzung der Renaissance ohne Zweifel eine Tat erst des 19. Jahrhunderts. Und es sind nicht zum mindestens unsere Dichter, die das moderne Renaissanceempfinden entstehen ließen. Auch Schillers Verschwörung des Fiesko und auch Goethes Torquato Tasso sind unserer Auffassung vom Wesen der Renaissance nicht ferne. Erst mit Heinses Ardinghello und seinen italienischen Tagebüchern beginnt recht eigentlich die moderne Wendung; Stendhals Renaissancenovellen und Briefe kommen ihr entgegen. Wieder andere Oehlenschläger, Byron, Alfred de Musset schaffen gewissermaßen eine Phantasierenaissance, zum Teil etwas gar süßlich wie in Oehlschlägers Correggio und Lucenroders hysterischem Raffaelkultus. Dann haben vor allem in Frankreich Graf Gobineau, Théophile Gautier, Anatole France und als jüngster Maurice Maeterlinck die Renaissance in den Dichtungen zu fassen und darzustellen gesucht. Es ist noch eine zu lösende, sehr verlockende Aufgabe für den Kulturpsychologen die Fassung der Probleme von seiten der Dichtung zu analysieren. In Deutschland hat man K. F. Meyers Verhältnis zur Renaissance bereits eingehend gewürdigt, und auch Hofmannsthals und Schnitzlers Renaissanceauffassung in ihren Dramen sind untersucht und ausgebreitet worden. In England allem die Praeraffaeliten zu Anregern und Erweckern eines gesteigerten Renaissanceinteresses geworden, unter ihnen nicht zum mindesten der Dichter und Künstler Dante Gabriel Rossetti. Emil Schoeffer hat in einer an feinen Beobachtungen reichen Studie „das moderne Renaissance-Empfinden" in diesem, hier nur kurz angedeuteten Sinne zu analysieren versucht (Neue Rundschau 1905).

8

Man kann vielleicht sagen, daß das Interesse für die Renaissancekultur gerade jetzt seinen Höhepunkt erreicht hat. Und es ist gewiß ein Ausdruck der Zeit, wenn ein moderner Verleger dem Interesse des Publikums entgegenzukommen sich bemüht. Seine Tätigkeit kann in der Tat die vielleicht recht oft nur oberflächliche Teilnahme vertiefen und neue wecken. Eugen Diederichs in Jena hat bereits seit einer Reihe von Jahren seine Aufmerksamkeit diesen Problemen zugewandt, und manche förderliche Bücher herausgebracht, so Paters Renaissancestudien, die Lieder und die Fioretti des heiligen Franz von Assisi, Dichtungen Michelangelos, Lionardos Traktat von der Malerei, Schriften von Giordano Bruno, Pico della Mirandola u. a. Jetzt eben kündigt der rührige Verlag ein neues Unternehmen an: Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur". Sein Gelingen hängt gewiß von dem Maße der Unterstützung ab, die es im Publikum findet. Lassen wir die Herausgeberin Marie Herzfeld selbst sprechen: Wir folgen den Spuren Burckhardts, wir illustrieren Burckhardt. Die Kenntnis Burckhardts ist unsere Voraussetzung und Forderung. Wir wollen die Kultur der Renaissance in Quer- und Längsschnitten bloßlegen, Sitten und Anschauungen schildern, aber auch Entwicklungen verfolgen. Annalen, Tagebücher, Briefe, Gespräche, Komödien, Gedichte, Predigten sollen uns mitten in jene Tage führen. Unsere Materie wird in mannigfacher Art gruppiert sein. Wir wollen zeigen, wie man in den großen Mittelpunkten des aufflammenden „neuen Lebens ringt und leidet, spielt und arbeitet, liebt und stirbt. Ein ausführlicher Prospekt führt das reiche Programm weiter aus und darf im allgemeinen auf völlige Zustimmung hoffen. Zwei Bände, soeben erschienen, führen das Unternehmen gut ein. Francesco Matarazzos Chronik von Perugia. Uebersetzt von Marie Herzfeld und Francesco Petrarka, Briefe und Gespräche. Uebersetzt von Dr. H. Hefele. 1910.

Matarazzos Chronik führt uns in die Ereignisse der Stadtgeschichte von Perugia ein, in die heißen, wechselvollen Kämpfe des Geschlechtes der Baglioni, von 1492—1503, die in der Perugner Bluthochzeit gipfeln. Und auf diesem düsteren Hintergrund blutiger Kämpfe ersteht die holdselig-reine Kunst jener umbrischen Maler, mit ihrer vibrierenden Sensitivität: die Madonnen eines Alunno, Perugino u. a. Da entsteht Raffaels berühmte Grablegung, 1507/8 für Atalante Baglione zur Erinnerung an ihren einzigen Sohn bestellt. Es ist seltsam, wie neben all diesem Blutgeruch soviel weihrauchduftende Frömmigkeit lebt und wirkt, die die Darstellung nicht zum mindesten zu einer so fesselnden macht. Die Uebersetzung ist deshalb äußerst verdienstvoll, zumal sie die erste ist. Eine historisch und kunsthistorisch gleich gut orientierende Einleitung der Uebersetzerin erhöht den Wert der schönen Ausgabe, die überdies mit zahlreichen Bildern und Stadtplänen geschmückt ist.

Leider ist der Band, der Petrarka behandelt nicht so reich illustriert und fehlen bei den beigegebenen Porträts die genaueren Angaben, die man auch in den für weite Kreise berechneten Bänden ungern vermißt. Als Herausgeber und Uebersetzer präsentiert sich Dr. H. Hefele, ein Schüler von Walter Götz. Die knappe Einleitung orientiert über Leben und Charakter Petrarkas, behandelt sein Verhältnis zum Altertum und zur Renaissance und skizziert das Wesen seiner Werke. Ausgewählt sind der „Brief an die Nachwelt, Gespräche über die Weltverachtung und das Büchlein von seiner und vieler Leute Unwissenheit, die in sein Leben und seine Weltanschauung gut einzuführen geeignet sind. „Es sind Dokumente eines persönlichen reich entwickelten geistigen Lebens und zugleich Dokumente einer werdenden grandiosen Geisteskultur, die aus dem zarten, weichen Kolorit, dem vornehm gedämpften Rhythmus und der ebenmäßigen Diktion der in den folgenden Seiten wiedergegebenen Prosa Petrarkas zu uns reden." Bei den wenigen Literaturangaben vermisse ich immerhin das Standard-Work von E. Müntz und Prince d'Eßling, Petrarque et l'art de la Renaissance.

Die Bände sind durchaus geeignet Vertrauen zu der neuen Sammlung zu wecken, und es ist zu hoffen, daß auch das Publikum dem Verleger entgegenkommt, damit die Sammlung nicht bei den ersten Bänden stehen bleibt, sondern im Sinne ihres Programms weiter fortgesetzt wird.

Eine weitere dankbar zu begrüßende Gabe des Verlags Eugen Diederich sind die „Römischen Spaziergänge" von Stendhal-Beyle. (Jena 1910). Vierundzwanzig Tafeln nach Kupfern Piranesis bieten ein schönes Abbildungsmaterial des schmucken Bandes. Dr. F. von Oppeln-Bronikowski und Dr. E. Diez haben die Ausgabe gemeinsam besorgt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Ein gutes Namen- und Sachregister ist der Benutzung sehr dienlich. Die „Promenades dans Rome", 1828/9 in Paris, entstanden unter starker Beteiligung von Beyles Vetter Colomb, bieten eines jener Dokumente, die an der Schöpfung des modernen Renaissanceempfindens beteiligt sind. Die ältere deutsche Uebersetzung ist längst vergriffen, eine Neuausgabe daher wünschenswert. Man wird es den Herausgebern nicht verargen, daß sie sich einige Freiheiten bei der Textgestaltung erlaubt haben. Zur Empfehlung der Stendhal-Schriften braucht man ja heute keine Worte mehr zu verlieren; er hat sich auch in Deutschland (nicht zum mindesten dank Diederichs Rührigkeit) bereits eine stattliche Gemeinde erobert. Mögen diese Spaziergänge dazu beitragen, ihn weiterhin kennen und schätzen zu lernen.

Auch historisch zusammenfassende Darstellungen hat E. Diederichs in seinem Verlag veranlaßt. Hinweisen möchte ich noch hier auf ein glänzend geschriebenes und vortrefflich ausgestattetes Buch von Alfred Semerau, Die Condottieri. (Jena 1909.) Auf Grund alter Berichte und moderner Forschung bietet der Verfasser ein dramatisch belebtes Bild, der politischen und geistigen Kultur der Condottiere. Die einzelnen Darstellungen werden dank einen hohen künstlerischen Gestaltungskraft zu abgerundeten Kulturbildern von großer Eindringlichkeit; die Montefeltre, Malatesta, Sforza, Gattamelatta, Colleoni, Cesare Borgia, der Medici Giovanni dalle Bande Nere — alle diese Repräsentanten italienischer Renaissancekultur werden uns nahe gebracht in diesem Buche, das auf den weitesten Leserkreis hoffen — und berechtigten Anspruch machen darf.

Von Carlo Phillips

Was ist es, das uns, die Wenigen, die ihn erkannt haben, zwingt, in Schauern der Ehrfurcht vor ihm zu stehn, gebannt und fast das Knie gesenkt, und auch zauderd, widerwillig, halb zur Abkehr bereit, mit einem Fuß, den doch wieder unsichtbare Fessel an den Boden drängt? Was erkühlt unser Herz, gegen ihn mit dem glühenden Blut der Liebe gefüllt? Was macht unser Hirn feind gegen ihn, der doch mächtig zu unserm Hirn und Herzen spricht? Es sei gewagt zu sagen. Gegen Freund und Gegner sei gesagt: Er ist der Götter einer, die mit innerem Weben und Sausen eine Welt durchkräften und ein Gott dazu, der . . . einer Leib nicht fand, schlimmer, nicht finden wird.

Das möchte wie ein Abtun klingen, wie ein Unterbringen in den Schluchten der Vergangenheit, aus deren Nächten es keine Heraufkehr gibt. Wie das Wüten gegen einen Sänger, dem die Töne von der Harfe brausen. Denn was wäre uns ein Gott, der keinen Leib fand, was ein Gott, der Welt, Wiese, Fels, Baum, See, Tempel, Saal und rings umherstrebendes Getümmel nicht aus sich herausblühte mit Einer leichten Geste, mit einer Geste in der Lächeln und Antlitz glänzt?

Aber wir stehen an der Zeitenwende. Wir stehen an dem Ort, wo der Abgrund unwiderbringlich hinter uns versinkt. Landschaften im Nebel verdämmern, die uns vielleicht einmal entzückt haben mit nährender Pracht. Sie fangen an, nicht mehr zu sein. Die Sonne ist über den Grat der Zukunft gestiegen, hinter ihr vernachtet, verkühlt, vereist, dem das Schicksal Wärme und Licht entzog. Vor ihr liegt Neues im rosigen Glimmern des Morgens; ja: Fels, Tempel, Wiese und tanzendes Getümmel, angefärbt vom Gold der frischen Dinge, sich regend im Geheimnis zeugender, schwellender Säfte, schon Vollkommenheit im sicheren Drange tragend und das Wissen um Vollendung eignen Seins.

Das alles sieht, wer auf dem Grate verweilend steht. Er sieht es, aber . . . er ist fern. Unendliche Stufen ist er mühsam emporgeklommen, tausend Steine haben den kämpfenden Fuß gerirrt, keuchend in immer neuen Schluften hat er gesucht und immer neuen Weg. Nun steht er da. Nun sieht er das Lämmerhüpfen auf leichtem Plan, den Reigen der Brüder in der Tiefe, das Winken der Wesen, das doch donnernd ist, wie der Leib der schwarzen Wolke, wuchtend, wie der Ueberhang des massigen Gebirgs. Und erblindet vor Freude taumelt er weiter. Er achtet des Keuchens in seiner Brust nicht, der Müdigkeit der Glieder nicht, des Todes nicht, der schon unhörbar in seinem Innern pocht. Weiter, nieder! Ist er doch Sieger, ist er doch König. Der Einzige, der den Grat überwand. Denn alles, was stritt, hängt drüben auf den Felsklippen der Nacht, Speise den heranschwingenden Geiern der Verwesung.

Der Arme . . . der Reiche? Wer sagts? Noch kennt er die tötliche Ermattung nicht, die ihn drunten befallen wird. Weiß er nicht, ob er denn auch wird mitun können im Reigen der Brüder, beim Winken der Unermüdeten, bei der Kraft der Besitzenden und ihrer Lust. Denn sie sind die Beschenkten, er der Erwerber. Er trägt das Schwert und die Lanze, ihnen tanzt Stab und Thyrsus in der gefälligen Faust. Wohl mag er mit glühendem Stolze den Arm betasten, dem vom Kampfe die Muskel schwoll. Rauh ward ihm beim Kampfe die Hand. Wird in ihrem Druck nicht all das Leichte zerbrechen, das ihn unten erwartet, Schleife und Band, Zier und Stab, und das doch so mächtig ist, wie züngelnder Blitz und Krachen der Himmel?

Mag er getrost sein. Drunten bricht plötzliche Bewegung Gleichklang und Melodie, Schweben und Anmut. Was sich in Rundungen schwang, steht nun in Gruppen gebannt. Denn Er naht ja, naht über die Kämme des Gebirgs, er, der den Kampf kämpfte, den Sieg erstritt. Was will da Keuchen, was der den Rasen zerstampfende Fuß? Der Mann kam, der Sieger im Harnisch, und doch ein König. Jubelruf durchhallt die Lüfte, und doch gebeugtes Knie umringt den Krieger. Neugier betastet die gefährlichen Glieder. So also war der Held in Tagen, die verrunzelten. Dunkle Tage, Nebeltage. Wie im Blindmuh suchte jeder den Pfad. Wo war der Pfad? Sahst du nicht die einen sich auf das zuckende Fleisch der Dinge stürzen, das ein andrer zerriß? Sahst du nicht Wölfe um Gräber schleichen, die geschändet umherlagen; halb zerwühlt schon. Am Boden der Edle, und über ihm das geschwungene Beil des Kannibalen. Ach, vor dem gestürzten Altar kniete der Einsame und rang die Hände zu dem verstummten Gott?

Damals wars, als Er begann:..
Als ich am Torgang zitternd niedersank
Beim Anblick der Holdseligsten . . .
War ich den Menschen Spott, die nie erschüttert,
Daß wir so planen, minnen, klagen . . .
Ich wuchs zum Mann und mich ergriff die Schmach
Von Stadt und Reich, verheert durch falsche Führer . . .

Dies war der Grundklang seines Wesens: er fühlte und litt, während um ihn das falsche Jauchzen einer rohen Welt erklang. Einer rohen Welt, die noktat vielleicht. Was schiert das den Seher? Er sieht nicht das Vergehende, er sieht das Ewige. Und er sieht den Versucher, den, der immer wieder das falsche Gold weist, den Widerchristen, dem immer wieder die Menge folgt

Die Weisen, die Toren — toll wälzt sich das Volk,
Entwurzelt die Bäume, zerklittert das Korn. . .

Was bleibt ihm da? Wie schafft er sich den Widerhall, den er braucht, um nicht zu stürzen, den die Welt braucht, um nicht in eignen Toben zerschellend zu vergehn? Was fehlt ihr, wessen bedarf sie? Ist es nicht wühlendes Chaos, an dem sie erkrankt ist? Wuchs ihr nicht aus diesem Mutterboden der Dinge der fressende Ausatz, der den einst blühenden Körper verheert? Wie wird Chaos gebändigt, wie ward es noch immer gebändigt? Ist nicht die Form der goldne Becher, in den es hineinfließt als der brausende Trank? Zerbrochen sind die alten Gefäße, am Boden kauernd schlürft die Menge die verschüttete, bestulte Flut. Auf den Pokal zu erschaffen, der ein heiliger Gral sei, erglühend und allerfassend den Heilstrank der Welt!

Der Seher steigt in die Einsamkeit hinab und wird zum — Dichter. Es ist das Schicksal der Dichter, die den Grat erklimmen müssen, daß sie Seher sind. Darin liegt ihre Größe, liegt ihre Schranke. Darin liegt zumal die Größe der Größe dessen, den zu begreifen hier unser Bestreben sei. Darin liegt auch seine Beschränkung.

Von Carlo Philipp

uns, die Wenigen, die ihn erkannt haben
der Ehrfurcht vor ihm zu stehn, gebannt
ennt, und auch zaudernd, widerwillig halb
einem Fuß, den doch wieder unsichtbare
rängt? Was erkühlt unser Herz, gegen ihn
lut der Liebe gefüllt? Was macht unser
der doch mächtig zu unserm Hirn und Ger-
agt zu sagen. Gegen Freund und Gegner
Götter einer, die mit innerem Weben und
kräften und ein Gott dazu, der . . . einen
ner, nicht finden wird.

ein Abtun klingen, wie ein Unterdringen
Vergangenheit, aus deren Nächten es keine
das Wüten gegen einen Sänger, dem die
usen. Denn was wäre uns ein Gott, der,
ein Gott, der Welt, Wiese, Fels, Baum,
d rings umherstrebendes Getümmel nicht
nit Einer leichten Geste, mit einer Geste,
litz glänzt?

n der Zeitenwende. Wir stehen auf dem
unwiderbringlich hinter uns versunk
verdämmern, die uns vielleicht einmal
ender Pracht. Sie fangen an, nicht mehr
t über den Grat der Zukunft gestiegen,
erklimmt, vereint, dem das Schicksal Wärme
ihr liegt Neues im rosigen Glimmern des
tpel, Wiese und tanzendes Getümmel, an-
frischen Dinge, sich regend im Geheim-
nder Säfte, schon Vollkommenheit in
und das Wissen um Vollendung eignen

er auf dem Grate verweilend steht. Er
fern. Unendliche Stufen ist er mühsam
d Steine haben den kämpfenden Fuß ge-
genen Schlüften hat er gesucht und immer
er da. Nun sieht er das Lämmerhüpfen
Reigen der Brüder in der Tiefe, das
doch donnernd ist, wie der Leib der
nd, wie der Ueberhang des massigen Ge-
r Freude taumelt er weiter. Er achtet
Brust nicht, der Müdigkeit der Glieder
r schon unhörbar in seinem Innern pocht,
och Sieger, ist er doch König. Der Ein-
wand. Denn alles, was stritt, hängt
pen der Nacht, Speise den heranschwim-
esung.

: Reiche? Wer sagts? Noch kennt er die
, die ihn drunten befallen wird. Weiß
wird mittun können im Reigen der
r Unermüdeten, bei der Kraft der Ve-
Denn sie sind die Beschenkten, er der Er-
chwert und die Lanze, ihnen tanzt Stab
ligen Fäust. Wohl mag er mit glühen-
lasten, dem vom Kampfe die Muskel
beim Kampfe die Hand. Wird in ihrem
te zerbrechen, das ihn unten erwartet,
und Stab, und das doch so mächtig ist
Krachen der Himmel?

Drunten bricht plötzliche Bewegung
, Schweben und Anmut. Was sich
, steht nun in Gruppen gebannt.
über die Kämme des Gebirgs, er,
en Sieg erstritt. Was will da Keuchen,
upfende Fuß? Der Mann kam, der Sie-
ch ein König. Jubelruf durchhallt die
Knie umringt den Krieger. Neugier
lieder. So also war der Held in Tagen.
Tage, Nebeltage. Wie im Blutdunst
Wo war der Pfad? Sahst du nicht die
e Fleisch der Dinge stürzen, das ein
nicht Wölfe um Gräber schleichen, die ge-
zerwühlt schon. Am Boden der Edle,
angene Beil des Kannibalen. Ach, vor
te der Einsame und rang die Hände zu

Er begann:
g zitternd niedersank
holdseligsten:
hen Spott, die nie erschütterten;
minnen, klagen
nn und mich ergriff die Schmach
rich, verheert durch falsche Führer . . .

dklang seines Wesens: er fühlte und
falsche Jauchzen einer rohen Welt er-
die nötigt vielleicht. Was schiert
das Vergehende, er sieht das Ewige.
er, den der immer wieder das falsche
sen, dem immer wieder die Menge folgt

oren — toll wälzt sich das Volk,
nme, zerklittert das Korn.

Wie schafft er sich den Widerhalt, den
rzen, den die Welt braucht, um nicht im
zu vergehn? Was fehlt ihr, wessen be-
lendes Chaos, an dem sie erkrankt ist?
n Mutterboden der Dinge der fressende
henden Körper verheert? Wie wird
rd es noch immer gebändigt? Ist nicht
er, in den es hineinfließt als der brau-
sind die alten Gefäße, am Boden
e die verschüttete, besudelte Flut. Auf,
er ein heiliger Gral sei, erglühend und
der Welt!

die Einsamkeit hinab und wird zum —
al der Dichter, die den Grat erklimmen
d. Darin liegt ihre Größe, liegt ihre
mal die Größe der Größe dessen, den
Bestreben sei. Darin liegt auch seine

Ihr fiebet nichts von Qualen durch den Sturm
Noch höchstem First; von fährlich blutigen Träumen.
„Im Bund noch diesen Freund"! . . .

Denn nun muß er in sich erdrücken, was von rauhen Werken, Qualen, blutigen Träumen in ihm lebt, überschäumend in ihm lebt. Der Becher will es, der Becher verlangt es. Der Becher, an dem er schafft und bildet in heißem Mühn. Um ihn tobt die Menge, die alles Edle lästert, alles wahre Wirken hemmt. „Schon eure Zahl ist Frevel" Er muß sich ganz vereinzeln, ganz in der Wüste sein, wo die Versuchungen des Satans zu ihm treten. „Im Bund noch diesen Freund!" Um den Seher wächst die Gemeinschaft der Jünger heran, der Jünglinge, die ihn bestaunen, wenige aber getreue.

Nur wenige sehen so die heiße Arbeit, die sein Inneres verzehrt:

Da galt ich für den salbentrunkenen Prinzen,
Der sanft geschaukelt seine Takte zählte,
In schlanker Anmut oder kühler Würde,
In blasser erdenferner Festlichkeit . . .

Wer sah die Mühen, die Tränen, den zähen Blutschweiß, der unter den Zacken der Dornenkrone die reine Stirn benann? Gerade davon darf ja nichts laut werden, wenn der Becher gelingen soll.

Der Pfeifer zog euch dann zum Wunderberge
Mit schmeichelnden, verliebten Tönen, wies euch
So fremde Schätze, daß euch allgemach
Die Welt verdroß, die unlängst man noch pries . . .

Zu fremde Schätze. Seltsame Gestalten bedecken bald das Rund des Gefäßes, seltsame, altertümliche, so verzerrte, wie wir sie bei den alten Völkern Asiens kennen, denen schon Bildung anwuchs, aber noch keine Vollendung. Was tut das Alles? Rührt uns doch doppelt die hagere Sehne des heiligen Anachoreten, der vor dem Crucifix zu unserm Heile tritt. Hat er doch schon ehedem zum „Herrn der Ernte" geklagt, „weil er zum Ewigsein die Schönheit nicht verlieh." Und weiß auch jetzt:

Ich bin nur demütiger Sklav
Deß, der da kommen wird im Morgenrot.

Mag man so zugeben, daß sein Ton nicht eines ist, der in die Posaune stößt, die die Welt mit ihrem bezwingenden Klange erfüllt, mag selten bei ihm „alle Schönheit, Kraft und Größe" steigen

„Aus eines Knaben stillem Flötenlied",

so bleibt das eine sicher: die Gottheit Welt, in die er nicht hineinzusteigen vermag, die er nicht schmiegsam in ihrem Rund ausfüllt, wie Flut und Welle das Becken der Meere erfüllt, die zwingt er herrisch hinein in den eignen Wuchs. Wer hätte solchen Umkreis gebannter Größe in seinem Innern, von denen die heute sind? Wer wäre so gesellig bei aller Einsamkeit, so Diener in allem Königtum, so äußere Figur bei quellendem Sein, so frevelnd vor dem Heiligsten, so heilig im Frevel? Herrisch will er sein, wie jeder, der nehmen mußte, wo ihm nicht gegeben ward. Das trägt bösen Lohn in sich. Aber er darf herrisch sein, denn er — nahm. Das mindert Liebe, nicht Größe. Der Ersehnte, der einst Welt, Wiese, Fels, Baum, See, Tempel und Getümmel Leib aus sich herausblühen wird lassen mit Einer leichten Geste, worin Lächeln und Antlitz glänzt, seine Füße stehen noch vor vielen Schwellen. Noch ist nicht Tanzens Zeit, noch sank nicht der Harnisch von der erlösten Brust. In die Zukunft weist vom Grate herab der Blick, und gebeugtes Knie wird doch einmal da unten den Reigen stille machen und dem Manne huldigen, der soviel überwand.

Paul Scheerbart

Von Rolf Gustaf Haebler

Es gibt eine Geschichte von einem Clown, der draußen in der Manege seine Sprünge macht, während drinnen im Wohnkarren sein Weib im Sterben liegt.

Eine aufdringliche Geschichte. Und geschmacklos. Aber ob ihrer starken Kontraste doch packend. Mit der Fratze im Gesicht und den beklatschten Dummheiten auf den Lippen den tiefsten Schmerz verbergen . . .

So einer ist Paul Scheerbart. Ein Possenreißer im Zirkus des Lebens, dessen Seele krank zu Hause liegt.

So wie Wilhelm Busch ein Pessimist war, wie es alle Humoristen sind, ist auch unser Dichter einer, der im Leben nur die Fratze sieht. Gustav Wied, sein weniger absonderlicher Genosse, in Roskilde wohnhaft, meint, Lachen sei die einzige Auffassung von der großen Maskerade des Lebens, die sich konsequent durchführen läßt.

Aber Paulchens Lachen ist keines von den befreienden, und die ihn als Ulk nehmen, mißverstehen ihn. Wie klingen doch durch das giftig grüne Büchlein seiner „Katerpoesie"*) zwischen dem lallenden Blödsinn die bitteren Wahrheiten vom Untermenschen! Man lacht, gewiß, man lacht unbändig, aber dann mit einemmal, da bleibt es im Halse stecken — die Fratze ist abgeschminkt.

Sodann hat er eine wunderbare Art, das „Kosmische mit dem Irdischen zu mengen", Banalitäten neben Weisheiten zu stellen oder alte Werte mit einem Rülpser seines geistigen Verdauungsvorganges kräftig zu entwerten. Lachhaft und spaßig genug, wenn es nur nicht zuweilen so ernst gemeint wäre.

Diese Gabe, Blödsinn auf geistreiche Weise oder Weisheit als Idiotengestammel zu geben oder überhaupt etwas unjagbar Dummes mit ernsterz wissenschaftlicher Kathedergeste zu proklamieren, tritt in seinem neuesten Buch, dem „Perpetuum mobile" *) besonders zutage.

Und hier gefällt er mir noch besser, als wenn er seine Weisheit mit Sternen und Nebelschleiern und Mondtälbern drapiert, obwohl er es auch hier nicht ganz verkneifen kann: aber die köstliche Geschichte seiner Erfindung, an die man schließlich glaubt, mit ihren von einem groteskkachlichen Humor erfüllten Beichnungen, diese Geschichte mengt in so blüffender Art Mögliches und Unsinn, Theorie und Praxis, und ist so erfüllt von einer übergeschnappten Wissenschaftlichkeit, daß man allein schon an dem Dilemma zwischen Glauben und Wissen seine herzliche Freude hat.

*) Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig.

Von Jakob Picard

In Hesses neuem Roman steht folgender Satz zu lesen: „Und ich merkte schon damals etwas davon, daß ein rechtes Schaffen einsam macht und etwas von uns verlangt, was wir dem Behagen des Lebens abbrechen müssen". Diese zugleich stolze und mehr noch entsagungsvolle Erkenntnis wurde einem Künstler, einem Musiker, dessen Leben wir durch die Erzählung erfahren. Und das Schicksal hat ihn dazu noch zum Krüppel gemacht. Aber vielleicht hätte er nicht einmal erst um einer — allerdings wohl angewollten — äußerlichen Symbolik willen ein gebrochener des Leibes sein müssen. Man hätt' es ihm auch so glauben können. Irgendwo in der Seele eines jeden Künstlers ist ohnehin eine schwache Stelle, die ihn fast schutzlos angreifbar macht den widerwärtigen wie den willkommenen, den genießbaren, wie den ekelhaften Fällen des Lebens. Die Seele muß erst vom Pflug des Schicksals gerissen sein, bevor sie schöpferisch neue Früchte zeitigt. Bald fühlt das der Künstler und nimmt sich in acht, weil er sonst erliegen würde; fühlt, daß man das Leben nicht gestaltet, während man es lebt — und resigniert. Denn: Künstler sein, heißt resignieren müssen.

Hermann Hesse hat ein gütiges Buch voll von Resignation geschrieben, voll mild verzichtenden Beschauens. Wir können uns jetzt auf ihn verlassen, wie auf einen treuen Freund und wir haben ihn auch nötig, wie einen Freund. Alles Anlehnungsbedürftige und alles, was heimatverlangend in uns dem Traum eines Ruhelandes nachhängt, neigt solch einem Buche sich zu. Und wie froh ist man, neben den fixen, allzu begeisterten Kindern des gellen Gekreischs unserer Zeit, die noch dazu von einer ironischen Seuche befallen scheinen, diese ehrliche Stimme wieder zu hören. Diesmal ist es mehr als je zuvor eine Seelengeschichte, die erzählt wird, eine Fortsetzung, gewissermaßen, der erbarmungsvollen Boby-Episode des „Gemsenjind". Und sie hat ihr Bestes nicht so sehr aus dem Landschaftlichen und seiner Stimmung, wie man es bisher gewohnt war, obwohl man wieder sublimen Dingen wie diesem begegnet: „an einer Stelle des Fußpfades wo von einer armen kleinen Quelle her ihn ein dünnes Wassergerinsel feucht erhielt, fand ich an jedem hellen Tag einen Schwarm von hunderten kleiner, blauer Schmetterlinge trinkend sitzen, die kaum vor meinen Schritten auswichen und mich, wenn ich sie aufstörte mit einem winzigen, seidenzarten Flügelgesumme umtaumelten". Wer dergleichen erlebt hat, wird begreifen warum ich es nicht unterlassen konnte, die paar einen Zeilen herauszuschreiben. Ich wüßte nur noch Einen zu nennen, der ähnliches zu Stande bringt, das ist Graf Keyserling. Freilich, bei ihm ist es nicht ehrfürchtige Versunkenheit, die schaffend selbst dem Kleinsten eine fast mystisch zauberische Bedeutung gibt; jene Fähigkeit rührt aus einer anderen Quelle.

Voll bedrängender Erinnerung versucht der stille Musiker das schmerzreichste Erlebnis, das einzige Erlebnis jener Tage erzählend von sich wegzurücken. Oder eignet er es inniger sich noch an, um es zu hegen gleich einem beglückt Freudigen? Ich weiß es nicht. Allein irgendwo im Tiefen wohl sinken Lust und Schmerz in Eines und erzeugen die Reinheit eines befreiten Neuen. Trotzdem in der ersten Person erzählt wird, in welch klarer epischer Entfernung stehn Geschehnisse und Menschen und eben aus diesem Grunde doch umhüllt, wie von der linden Trauer eines Herbstabends.

Eine Künstlergeschichte, wie man schon erfahren hat und eine Liebesgeschichte — oder vielmehr zwei. Zum ersten Mal in einer größeren Arbeit geht es bei Hesse um erwachsene, reife Menschen. Und wenn mir jetzt noch Einer kommt, um zu behaupten, Hesse sei der ernsteren, aufbauenden Psychologie nicht fähig, dem will ich auf schöne Weise in die Rede fahren, nachdem ich es erlebt habe, wie hier das gefährliche Stück vollbracht ist, zwei bedeutende in Liebe vereinigte Menschen, eben aus Liebe und geheimnisvoller Fremdheit aneinander hinschwinden zu lassen. Und das gelang, ohne undichterisches, langweiliges Auseinanderdeuten der Wege und Winkel seelischer Gebiete.

Wackenroders Werke und Briefe

Von Dr. Otto Weinreich

Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" hatte der Verlag von Eugen Diederichs in Jena schon vor Jahren in einem kleinen Bändchen neu gedruckt; es ist jetzt vergriffen. Wie die erste Ausgabe, die Wackenroders Freund Tieck 1797 veranstaltet hatte, so nahm man auch diesen Neudruck in seinem schlichten, ansprechenden Gewand günstig und mit vieler Liebe auf. Die rege Teilnahme, die man der deutschen Romantik entgegenbrachte, ließ auch Wackenroder, diesen lieblichsten, verträumtesten Romantiker nicht unbeachtet. Ricarda Huch hat ein von feinstem Nachempfinden eingegebenes Bild seines Wesens gezeichnet, und Heinrich Wölfflin hat klargelegt, was gerade die in den „Herzensergießungen" vorgetragene Auffassung der Kunst für die Entwickelung der Malerei im 19. Jahrhundert bedeutete. So wirkten Anregungen von verschiedener Seite her fördernd auf eine erneute Beschäftigung mit Wackenroder. Es ist zu hoffen, daß sie an Eindringlichkeit gewinne, jetzt wo eine neue Ausgabe seiner Werke und Briefe vorliegt, die allen Anforderungen vollauf entspricht. Friedrich von der Leyen besorgte sie, und Eugen Diederichs in Jena nahm sie in Verlag. Der erste Band enthält die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und die „Phantasien über Kunst für Freunde der Kunst", und zwar in der Folge, daß zunächst die Aufsätze Wackenroders in ununterbrochener Reihe, dann, als Anhang, die Beiträge Tiecks gegeben werden. Eine Jugendarbeit Wackenroders über Hans Sachs beschließt den ersten Band. Dadurch, daß entsprechend der Ausgabe von 1814 die Beiträge Tiecks und Wackenroders getrennt sind, erhält man ein ungetrübtes Bild von Wackenroders künstlerischer Eigenart, die sich nicht so sicher und blendend darstellt wie die Tiecks, dafür aber durch eine feine, zuweilen fast scheue und schüchterne Innerlichkeit zum Herzen spricht. Es ist zum Lob der „Herzensergießungen" schon vieles gesagt worden, wenig jedoch, was mir treffender schiene, als folgende Worte Ricarda Huchs: „Die schönste Verherrlichung der „dunklen Gefühle" muß man bei Wackenroder, dem lieblichsten, dem verträumtesten Romantiker suchen. Seine Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders sind eine schwärmerische Verkündigung des Glaubens, daß Kunst nichts Erlernbares, sondern göttliche Eingebung, in eine Kirche gelegen hat, an Spitzbögen und flammenden Ornamenten zwischen den mystis und durch und durch süß von dem Weihrauch, d umwölkt hat. Ihn ängstigte das Licht, weil er dem Schlafe erwacht war: Sein ganzes Leben Aufschrecken eines müden Schläfers, der blinzeln licht sieht, aus den umschlingenden Blumenranken sich nicht losreißen kann und sich willig von Schlummer zurücklocken läßt."

Bisher haben meist die Aufsätze der „Herze und „Phantasien", die sich auf die bildenden K eine größere Wirkung ausgeübt, als die musika Zu Unrecht, wie ich glaube. Wenn Wölfflin zu neigt, Wackenroders Begabung habe mehr auf Sc gelegen, so könnte das als subjektiv wohl versti rung gelten, bedingt durch den Antagonismus i schieden gearteten Weise, Werke bildender Kunst Aber Wölfflins Urteil ist, denke ich, objektiv gü auch durch subjektives Empfinden angeregt ersch der Tat ist Wackenroders Kunstbetrachtung nicht klares Sehen, sondern dunkles Fühlen. Nirgen eines bestimmten Bildes, sondern poetische Phan gegebenes Thema; nirgens methodische Krit dige Analyse, erschöpfende Auseinandersetzungen. kaum die Rede, alles ist Inhalt, Gefühl. Es daß eine so geartete Empfindungsweise weit ch denden Künsten der vieldeutigen Kunst der T werden vermag. So ist auch Wackenroders Ar betrachten und darzustellen, nicht optisch, wenn kann, sondern musikalisch. Weil er mit Worte des Bewußtseins, die dunklen Gefühle nicht o die so übermächtigend aus dem Grunde seines Ji strömen, flüchtet er zur Musik. Sie könnte ihr drängnis erlösen. Der ganze Strom von Schm der sich aus den Tönen über das widerstandslo ergießt, rauscht unterirdisch unter seiner Sprad wird so für ihn zum Bild des Lebens — wenn hört, die er selbst schrieb, möchte man sagen, a Bald ist die Tonkunst mir ganz e Lebens — eine rührend kurze Freude, die aus steht und in Nichts vergeht — die anhebt und weiß nicht warum; — eine kleine fröhliche g Sonnenschein, mit Sang und Klang — die a unergründlichen Ozean schwimmt."

Der zweite Band der neuen Ausgabe brin Briefwechsel mit Tieck, einen Brief Wackenrol Schwester, sowie einen bisher nur zum Teil Bericht Wackenroders über eine Pfingstreise, 1793 unternommen hatte. Für Wackenroder g Kunst nur Eines, was ihm den köstlichsten Bes Freundschaft mit Tieck. Dies schöne Duodram nen spielten (ein Ausdruck Wackenroders) go Sinn und Bedeutung. Es ist rührend, zu sehe wundernder Hingabe er an dem verehrten Fre ihn ist er nichts, schwach, haltlos, unvermöge sein, daß ihm eigentlich schöpferische Kraft ve tragen. Teicks Zuspruch, seine Anerkennung Freundschaft immer nur ist es, die ihm wieder ist es auch erschreckend, wenn man sieht, wi Stütze bedürftig ist, wie kraß das Bekenntni Schwäche zum Ausdruck kommt. Tieck war ni feilig gebende Teil, auch er verdankt dieser F Verständnis für die Einfalt und Frömmigkeit Dichtung und Kunst, auch eine Verfeinerung seiner ganzen Art. Denn gerade das war es, vor allen anderen besaß: jene Feinheit und Z jens und Empfindens, wie sie gerade kränklich einem frühen Tod entgegen sehen (Wackenrode zwanzig Jahre alt), zu eigen ist. Wackenroder fel lich, wenn er gelegentlich in einem Brief äußert größtenteils seinen Grund im seinern (schwäd licheren) Bau und Organisation des Körpers h daß er nicht stark war; er hatte nicht die Kraf Mut, seine hohen Phantasien, wie er selbst ei festen Einschlag kühn und stark in dieses irdisc weben. Er litt unter der einseitig ausgebilde Begabung: die allzu feine Fähigkeit des lähmte die eigne schöpferische Kraft. Diesem schen Wollen und Vollbringen, der bitteren Erk geblichkeit dieses Kampfes hielt sein schwach stand. Dies Gefühl der Unkraft ist es, was o sein, gleich seinem Schicksal, jenen eigenartig r Zug verleiht.

Bei einer Ausgabe wie dieser neuen von We ken, wäre es unrecht und undankbar, wenn keine Erwähnung geschähe. Sie schließt sich Einband an die andern Romantikerausgaben schen Verlags (Novalis, Hölderlin) an, und ist zierlichen und feinen Fraktur, die zu dem Ju Einklang steht.

Kunstwissenschaftliche Neuersch

Von Dr. Willy F. Storck

Die Zahl der Neuerscheinungen auf dem V jedem Fach so groß, daß es vielleicht erwünscht dem Gebiete der Kunstwissenschaft herauszug hohem Maße das Interesse weiterer Kreise nehmen geeignet ist. Unentbehrlich sind für jede und Kunstbetrachter die Abbildungswerke, zum wenigsten vergönnt ist, alle Kunstschätze durch kennen zu lernen. Die immer weiter fortschreit der Reproduktionstechnik, ermöglicht indessen in Ersatz.

Ich besprach jüngst an dieser Stelle den „deutschen Malerei" aus dem Sammelw Verlags E. Diederichs in Jena: Die Kunst darf heute mit gleichem Nachdruck und Lob a Werk dieser Sammlung hinweisen, das der „A Malerei" gewidmet ist. Die Einführung schrie